**Bezugs-Preis**

in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

**Redaction und Expedition:**
Johannisgasse 8.

**Filialen:**
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim. Universitätsstraße 3 (Paulinum).
Louis Lösche,
Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

**Abend-Ausgabe.**

# Leipziger Tageblatt
und
# Anzeiger.

**Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.**

**Anzeigen-Preis**

die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

**Annahmeschluß für Anzeigen:**
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

**Nr. 614.** **Montag** den 2. December 1901. **95. Jahrgang.**

## Der Krieg in Südafrika.

Anläßlich der Meldung aus Capstadt, der Boerencommandant Fouché habe zwei englische Kriegsgefangene erschießen lassen, bespricht der „N. Rott. Ct." die Frage, ob dies als eine

**Repressalie der Boeren**

zu betrachten ist und inwieweit ein solches Vorgehen berechtigt ist. Das Blatt fragt, ob es den Engländern völkerrechtlich gestattet ist, wie Kitchener angekündigt hat, die in Khaki gekleideten gefangenen Boeren zu erschießen, und verneint dies sehr bestimmt. Es ist verboten, sich in die Uniform des Feindes zu kleiden; kann aber ein aller Abzeichen beraubter Khakianzug als solche betrachtet werden? Die Boeren machen erwiesenermaßen von den erbeuteten Anzügen Gebrauch, aber lediglich, weil die Noth sie dazu zwingt, weil sie sich andere Kleidung nicht verschaffen können. Hier liegt also force majeure vor. Jeder Vorurtheilslose wird ja ohnedies zugeben müssen, daß die ganze bisherige Kriegführung der Boeren jeden Gedanken an Verrath in dieser Hinsicht absolut ausschließt. Das Rotterdamer Blatt macht aber auf eine Consequenz des englischen Vorgehens aufmerksam, die für Lord Kitchener wohl maßgebender sein dürfte als moralische Erwägungen. Es ist bekannt, daß ganze englische Corps, namentlich die Colonialtruppen, den charakteristischen Boerenhut tragen, oft sogar verziert mit den Boeren abgenommenen Wappenschildchen und Emblemen. Dieser, an der rechten Seite aufgekrempelte, oft mit einem republikanischen Wappenschildchen geschmückte Hut bildet die einzige Uniform der Boeren im Felde. Sind die Boeren nun nicht eher berechtigt, dieses — unnöthige — Anlegen ihrer „Uniform" als Verrath zu betrachten und dementsprechend zu ahnden, als die Engländer das — gezwungene — Tragen ihrer, von allen Abzeichen beraubten Uniformen durch die Boeren? Dies mag sich Kitchener erst mal ernstlich überlegen, bevor er den schon — durch Major Gorringe u. A. — geschaffenen Präcedenzfällen weitere folgen läßt. Die Boerenführer werden schließlich zweifellos mit der Antwort auf das barbarische Vorgehen des Helden von Omdurman nicht länger zögern.

**Das Friedensmanifest,**

auf das sich am 19. Juli eine Versammlung von englischen Geistlichen der „freien Kirchen" einigte, ist nun von 5245 Geistlichen, d. h. bedeutend mehr als der Hälfte der amtirenden Geistlichen außerhalb der Staatskirche, unterzeichnet worden. Das Manifest richtet sich gegen die Regierungspolitik, die auf unbedingter Unterwerfung besteht, und fordert, daß den Boerenführern „ohne Verzug" als Friedensbedingungen Autonomie, Amnestie und gerechte Entschädigung angeboten werden sollen. Die zahlreichen Unterzeichnungen sind um so bemerkenswerther, als die wichtigsten Organe der Secten, wie „The British Weekly", „The Methodist Times" und „The Christian World", den Krieg ebenso eifrig vertheidigen, wie „Times" und „Standard". Einige 700 der Unterzeichner thaten das mit dem Hinzufügen, daß sie an keine Form von Annexion glauben können. Von etwas über tausend Geistlichen, die eine Unterzeichnung ablehnten, begründeten über 210 ihre Weigerung damit, daß sie für Gewährung völliger Unabhängigkeit seien.

* **Capstadt**, 1. December. Der Premierminister Sprigg hielt eine Rede, in der er sagte, die Feldarmee des Caplandes zähle 18 000 Mann, von denen drei Viertel beritten seien. Die Regierung und die Militärleitung gingen völlig Hand in Hand. Die Lage des Landes bessere sich täglich; der Feind und die Aufständischen würden allmählich niedergeworfen. Die außerordentlichen Ausgaben für die Aufrechterhaltung einer so großen Streitmacht im Felde seien eine große Last, allein die Aussichten seien nicht entmuthigend, obwohl sehr erhebliche Anleihen hätten aufgenommen werden müssen.

* **London**, 2. December. (Telegramm.) Gestern wurde im Hydepark eine Sympathiekundgebung für General Buller veranstaltet, bei der entsprechende Entschließungen gefaßt wurden. Die Kundgebung verlief ohne Störung. Der Demonstrationszug setzte sich zum größten Theile aus Gewerbvereinen mit Bannern und Musikcorps zusammen.

## Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 2. December.

Der heute im Reichstage beginnenden parlamentarischen Behandlung der **Zollgesetze** scheint die Reichsregierung nicht ohne Sorge entgegenzusehen. In einem Artikel der „Berl. Pol. Nachr." wird zugestanden, „es lasse sich nicht verkennen, daß die pessimistischen Anschauungen, welche schon seit längerer Zeit in einem Theile der für eine Revision unseres Zollgesetzes und Zolltarifs im Sinne der Regierungsvorlage eintretenden Presse zum Ausdruck gelangt sind, auf manche Mitglieder des Reichstages übergegriffen haben, so daß man mehrfach Zweifeln begegnet, ob es im ersten Wurf gelingen werde, die Gesetzesvorlage zur Verabschiedung zu bringen". An dieses Zugeständniß wird dann folgende Mahnung geknüpft:

„**Nichts wäre beklagenswerther und dem Zustandekommen der Zolltarifreform gefährlicher, als ein Fortbestehen oder gar Umsichgreifen solcher Befürchtungen. Die verbündeten Regierungen haben im vollen Vertrauen auf die Mehrheit des Reichstages, welche wiederholt die Zolltarifreform gewünscht hat, die Vorlage eingebracht, und es ist Sache dieser Mehrheit, mit demselben Vertrauen, mit welchem die Reichsregierung an die Lösung der ihr gestellten Aufgabe herangetreten ist, an die Schlußarbeit zu gehen. Wenn der Reichstag mit dem Zielbewußtsein und der Energie arbeitet, welche die verbündeten Regierungen bei dem Gesetzgebungswerke bekundet haben, so ist gar nicht zu zweifeln, daß alle Anschläge der äußersten Linken vergeblich sein werden. Diese letzteren werden um so eher zurückgewiesen werden können, wenn die Mehrheit des Reichstages von vornherein zu erkennen giebt, daß sie fest geschlossen und entschlossen hinter der Vorlage der Verbündeten Regierungen steht.**"

Diese Mahnung ist ganz am Platze; aber eine andere, die sich an die Adresse der Bundesrathsvertreter richtet, nicht minder. Wenn mancher Mitglieder des Reichstags pessimistische Anschauungen sich bemächtigt haben, so liegt der Hauptgrund weniger in ihrem Zweifel an der Haltung solcher Collegen, die ein sicheres Urtheil in wirthschaftlichen Fragen nicht haben, als in dem Zweifel an dem Geschicke der Reichsregierung, die Nothwendigkeit der von ihr vorgeschlagenen Maßregeln zu erweisen und die Folgen eines Scheiterns der Vorlagen in das rechte Licht zu rücken. Die Auswahl der Männer am Bundesrathstische, die für diese Vorlagen eintreten, wird daher eine sehr sorgfältige sein müssen. Und ganz besondere Sorgfalt wird bei dieser Wahl darauf gelegt werden müssen, daß die Regierungsvertreter die gleiche Festigkeit der Opposition von rechts und links gegenüber zeigen. Nichts könnte die Reihen der Abgeordneten, die im Wesentlichen auf dem Boden der Vorlagen stehen, mehr lichten, als wenn der eine Regierungsvertreter eine auch nur theoretische Vorliebe für die extremen Forderungen des Bundes der Landwirthe, der andere eine solche für die der Agrarierfresser bekundete; nichts könnte die Verwirrung mehr vergrößern und dem Zustandekommen der Gesetze mehr schaden. Sehr nachtheilig müßte es auch werden, wenn man vom Regierungstische aus solchen Fractionen, die für ihre Zustimmung zu den Vorlagen „Compensationen" verlangen (Jesuitengesetz!), Aussichten auf solche machen wollte. Weniger als je haben die verbündeten Regierungen jetzt Ursache, auf Handelsgeschäfte sich einzulassen, welche die vom sachlich sich entscheidenden Parteien verstimmen müßten; denn gerade das am meisten nach Handelsgeschäften lüsterne Centrum hat mit Rücksicht auf seine Wähler das lebhafteste Interesse daran, Industrie und Landwirthschaft gleichmäßig zu befriedigen. Endlich wird es von Wichtigkeit sein, den Speculanten auf das Eingreifen der preußischen Krone zu Gunsten der einen oder der andern Seite von vornherein jede Hoffnung auf Erfüllung ihrer Hoffnungen zu nehmen. Wer seit Monaten die Auslassungen der Presse über die verschiedensten politischen Fragen genau verfolgt hat, kann nicht im Zweifel darüber sein, daß diese Auslassungen in vielen Fällen nur den Zweck hatten, den Träger der preußischen Krone günstig für die Vertreter der einen oder der anderen wirthschaftlichen Richtung zu stimmen. Selbst die Behandlung des „Falles Chamberlain" ist da und dort von dieser Speculation beeinflußt worden. So erwächst der Regierung eine in jeder Hinsicht sehr schwere Aufgabe, von deren Lösung das Schicksal der Zollgesetze ganz wesentlich abhängt.

Der Zufall fügt es, daß gerade jetzt, wo die Presse des Centrums die politische Constellation für geeignet hält, ihre alten Forderungen in Erinnerung zu bringen, sehr bemerkenswerthe Auslassungen zweier Katholiken über **Jesuitismus und Klerikalismus** bekannt werden. Der eine jener beiden Katholiken ist der Cardinal Hohenlohe, aus dessen Briefwechsel mit Bismarck soeben in dem „Anhange" zu den „Gedanken und Erinnerungen" ein sehr werthvolles Stück mitgetheilt wird. Als im Jahre 1879 klerikale Heißsporne sich damit schmeichelten, daß man die Jesuiten wieder in Preußen einschmuggeln werde, indem man ein Gesetz annehmen würde, das etwa die Bestimmung enthielt: religiöse Vereine und Gesellschaften haben freien Eingang in Preußen —, schrieb der Cardinal am 26. November 1879: „Wenn nur die Jesuiten nicht genannt werden, schmeichelt man sich, daß der (oben erwähnte) Passus durchgehen und die Jesuiten nachkommen werden. Glückliche Naivität! Gut ist es immer, unser Vaterland vor dieser Landplage zu hüten." — Dem Cardinal der römisch-katholischen Kirche mag wohl die Erinnerung an die Plagen Egyptens vorgeschwebt haben, als er die Jesuiten durch die Bezeichnung „Landplage" geißelte. — Der zweite Katholik, der in beachtenswerther Weise sich über den Klerikalismus verbreitet, ist der Irländer Michael Mc Carthy. Er ist der Verfasser eines in London und Dublin erschienenen Werkes „Fünf Jahre in Irland, 1895—1900", auf das die „Deutsche Rundschau" in ihrem Decemberhefte mit Recht die Aufmerksamkeit lenkt. Mc. Carthy setzt die Verarmung und Entvölkerung seines Vaterlandes nicht auf das Schuldconto Englands, sondern schreibt sie direct der katholischen Geistlichkeit zu, deren Habgier, Hochmuth und Unverstand den Verfall Irlands ebenso wie den Spaniens verschuldet habe. Die Geistlichkeit liegt nach der Darstellung Mc. Carthy's (der übrigens nicht mit dem Home-Ruler und Parlamentsmitgliede Mc. Carthy verwechselt werden darf, sondern von Beruf Advokat in Dublin ist) auf Irland wie ein böser Alb; bestehend aus einem Cardinal, 3 Erzbischöfen, 25 Bischöfen, 2 Aebten, 2722 Dorf- und Stadtpriestern, etwa 10 000 Ordensbrüdern und einer noch viel größeren Zahl von Hilfstruppen, zehrt sie am Leben des Volks. Laienbrüder und Volksschullehrer sind die Hilfstruppen der Geistlichkeit, die Zahl der Nonnen ist noch viel größer als die der männlichen Kirchendiener; die Klöster nehmen jährlich zu, die Güter der todten Hand mehren sich von Tag zu Tag. Während die frommen Müßiggänger im Ueberfluß leben, muß der irische Pächter schwere Arbeit verrichten. Der Einfluß der Geistlichkeit auf die Volksschule nennt Mc. Carthy den größten Uebelstand, unter dem Irland leidet. Obwohl in seiner Existenz auf die Laien angewiesen, sucht der irische Kirchendiener in jeder Weise die Laien bei Seite zu schieben. Durch den Umstand, daß Elementarschule und Gymnasien fast ganz unter der Obhut des Klerus stehen, hat die Verwahrlosung des Volkes einen hohen Grad erreicht und würde noch schlimmer sein, wenn nicht die protestantischen und die Regierungsschulen einen gewissen Wetteifer im irischen Schulwesen erzeugten. Unter diesen Umständen bezeichnet Mc. Carthy es als die größte Unvorsichtigkeit, einem so gesinnten Priesterstande die Leitung einer von der englischen Regierung geplanten katholischen Universität in Irland zu übertragen. — Die vorstehenden Urtheile zweier Katholiken über Jesuitismus und Klerikalismus sprechen so für sich selbst, daß jeder Kommentar überflüssig ist.

Die Frage der Sicherstellung länger dienender **Unterofficiere** und der Deckung des Bedarfs, besonders für die mobile Armee, muß in **Rußland** als brennend bezeichnet werden. Die bisherigen Zugmittel haben sich als nicht kräftig genug erwiesen. Wenn eine Armee mit über 1 Million Friedensstand nicht mehr als rund 13 000 Capitulanten besitzt, davon etwa 8500 in der Front, wenn thatsächlich nicht einmal alle Feldwebel- bezw. Wachtmeisterstellen bei den Feldtruppen mit Capitulanten besetzt sind, so kann man das nicht als einen erfreulichen Zustand bezeichnen. Man ist verschiedentlich gezwungen gewesen, beabsichtigte Neubildungen zum Theil deshalb hinauszuschieben, weil man vorgebildete Unterofficiere für sie nicht in genügender Zahl besaß. Dienstauszeichnungen, Zulagen und Abgangsprämien gab es schon bisher im russischen Heere. Daß sie nicht zugkräftig genug wirkten, beweisen obige Zahlen. Eine Sondercommission beim Hauptstabe hat seit längerer Zeit die Frage der Steigerung des Unterofficierzuflusses berathen; ihre vom Kriegsminister schon gebilligten Vorschläge liegen jetzt den Commandeuren der Militärbezirke zur Begutachtung vor. Die Vorschläge, die besondere Vortheile bieten, unterscheiden vier Kategorien von rengagirten Unterofficieren, zwei in der Front, eine bei den Nichtstreitern, eine bei den Stäben. Die drei ersten erhalten bei der Capitulation Soldzulagen, die sich beim Sergeanten nach elf Dienstjahren im Höchstmaß auf 300 Rubel, beim Unterofficier auf 240 Rubel belaufen. An Dienstprämien werden nach zehn Jahren 250 Rubel, nach zwanzig Jahren 750 Rubel gewährt, letztere Prämie ist 250 Rubel geringer als die frühere, der Unterschied wird aber mehrfach aufgewogen durch die höheren Zulagen. Dies sind aber nicht die einzigen vortheilbringenden Neuerungen. Fortan können alle Unterofficiere capituliren, alle Rengagirten heirathen und ihre Fa-

## Feuilleton.

16] **Die Marmorliebe.**

Eine Hofgeschichte von Jean Bernard.

Nachdruck verboten.

„Hum . . .! Laßt mich mit diesen alten Geschichten in Ruhe!" rief der Wanderer zornig. „Solltet Ihr Euch unterstehen, mir irgend zu nahe zu treten, mögt Ihr vor meiner Rache zittern! Hütet Eure Zunge."

„Oho, die Zeiten sind vorbei, da man vor Euch zitterte; macht nur, daß Ihr mir schleunigst aus den Augen kommt, sonst laß ich Euch festnehmen!"

Der Berinow Genannte schritt auch rasch weiter; aber der Nachfolgende mußte doch einige Worte aufgefangen haben. Er blieb bei Olnowka stehen und sagte freundlich: „Guten Abend, Väterchen! Entschuldigt eine Frage: Ihr kennt den Patron da?" auf den Vorausschreitenden deutend. „Steht's mit dem so schlimm? Ich habe schon längst Verdacht gegen den Patron . . ."

„So?" meinte Olnowka, „und zieht mit ihm im Lande umher?"

„Ich? Gott bewahre! Er hat mein Boot auf einen Monat gemiethet, aber er bezahlt nicht . . ."

„Da wird er eben kein Geld haben."

„Erschreckt mich nicht, Väterchen, ich bin ein armer Schiffer; vierzehn Tage fahre ich ihn schon. Aber ich denke, Ihr kennt den Herrn!"

„Vor Jahren war ich einmal mit ihm zusammen im Auslande; damals war er ein feiner, zahlungsfähiger Herr."

„Das ist ja beruhigend, besten Dank, Väterchen", sagte der angebliche Schiffseigner, „doch wie reimt sich dazu Eure Aeußerung?"

„Ach, Ihr habt ja nur einen Theil unserer Unterhaltung gehört; was gehen mich übrigens Eure Geschäfte an . . ."

„Ich merke schon, Ihr wißt mehr, als Ihr sagen wollt; aber vielleicht habt Ihr Erbarmen mit meiner großen Angst. Ich bin Besitzer des Segelbootes, das hier angelaufen ist. Er hat mir Vorausbezahlung versprochen, es wäre schrecklich, wenn ich um mein Geld käme. Ich bin heute selbst mitgefahren, weil der Herr sagt, er habe Geld in Mariapol stehen, das er beheben wolle."

„In Mariapol? Ei, bei wem denn?"

„Ich glaube, bei einem gewissen Netrepá."

„Bei Netrepá? Ha, ha", lachte Olnowka, „der hat freilich ein paar Hufen Land bekommen, als die Leibeigenschaft aufgehoben würde, aber der macht keine Geldschulden. Er gehörte zu den Seelen Gallitschins, und wenn er was braucht, wendet er sich an uns, wie die Anderen alle; denn der Fürst sorgt noch immer für das Fortkommen seiner ehemaligen Leibeigenen. Von Netrepá hat er unmöglich Geld zu fordern!"

„Ach Gott, sollte das Schwindel sein? Der Herr trat so vornehm auf, er kam aus Odessa."

„Aus Odessa können auch Schwindler kommen!"

„Mein Gott, das wäre schrecklich. Entschuldigt, Väterchen, ich habe leider keine Zeit mehr, ich muß ihm nach, sonst verlier' ich ihn aus den Augen. Vielleicht erlaubt Ihr mir, bei Euch auf dem Heimwege vorzusprechen, da Ihr doch mehr von dem Patron zu wissen scheint. Natürlich, vorausgesetzt, daß Ihr von ihm nicht abhängig seid und lieber schweigen wollt."

„Abhängig? Das wäre! Kommt immerhin, mein Herr ist abwesend; ein Stündchen können wir dann schon bei einem Gläschen Wutki plaudern. Es ist ja Christenpflicht, den Nächsten vor Schaden zu bewahren!"

„Besten Dank zum Voraus, Väterchen! Also ich komme. Gott befohlen bis nachher!"

Der Mann setzte seinen Weg fort, und auch Olnowka schritt weiter in den Park hinein. Wäre er nur ein paar Augenblicke noch stehen geblieben, so hätte er einen dritten Mann auf dem Pfade vorübereilen sehen, der den beiden Vorausgehenden folgte. Der Pfad führte im Bogen um die Villa Gallitschin herum und mündete dann in den Fahrweg nach Mariapol. Alle drei Männer betraten zwar die Landstraße, aber vorläufig schien Mariapol nicht ihr Ziel zu sein, denn sie trafen in einem einsam stehenden sogenannten Gasthause zusammen, wo sie sich eine Fischsuppe kochen ließen und sich in französischer Sprache unterhielten.

„Was Du beginnst, hat Mißerfolg", sagte der zweite ärgerlich, „jetzt kennt Dich der Mensch da drüben in der Villa auch schon wieder und nennt Dich bei einem uns unbekannten Namen. In welchem Verhältniß steht Du zu dem Menschen? Hätte ich nicht die Geistesgegenwart gehabt, Dein Mißgeschick auszunützen, was wär's denn jetzt?"

„Nur nicht so grob. Woher sollte ich denn wissen, daß der Mensch in der Villa dient, den ich noch in München vermuthete . . ."

„Er will mir nachher erzählen, was Du für ein tugendhafter Mensch gewesen bist . . .", höhnte der angebliche Schiffseigner.

„Du Spötter; hüte Dich vor Olnowka, der bei der Gesandtschaft in München auch als Detective verwendet wurde; er ist klug."

„Gut, ich werde auf der Hut sein! Also die Hauptsache! Du glaubst, in der Villa sei ein guter Fang zu machen? Der Fürst ist mit seinem Sekretär und einem Diener abwesend . . ."

„Wer sagt das?"

„Olnowka selbst."

„Um so besser."

„So wählen wir also gleich diese Nacht; gethan ist gethan!"

„Das meine ich auch", sagte der Dritte, der bisher schweigsam dagesessen hatte. „Wir behalten hoffentlich die Nacht durch gutes Wetter, um rasch fortkommen zu können."

Der Eintritt der Wirthin unterbrach die Unterhaltung.

Der Hausverwalter der Villa, Olnowka, dachte indessen kaum mehr lebhaft an Berinow; er hatte der Obliegenheiten seines Amtes zu warten. Dieser im Parke stand ein älteres Gebäude, welches zu Dienerwohnungen eingerichtet war und hinter dem sich auch die Stallgebäude und Remisen befanden. Olnowka, der nicht verheirathet war, hatte für gewöhnlich auch seine Wohnung im Parkgebäude. Sobald jedoch die Herrschaften nach Petersburg reisten oder sonst abwesend waren, bezog Olnowka ein Parterrezimmer der Villa, wo er auch schlief. Das Dienergebäude im Parke war mit der Villa durch Telephon verbunden, so daß der Fürst von seinen Räumlichkeiten direct Befehle austheilen konnte. Der Parkhüter am Parkthore, der dort ein niedliches Portierhäuschen bewohnte, war von Olnowka verständigt, daß noch ein Mann aus Mariapol vorsprechen werde. Dem Verwalter war es darum zu thun, zu erfahren, welcher Art die Geschäfte Berinow's seien. Verdächtig kam ihm die Landung an dieser ungewöhnlichen Stelle immerhin vor; er fühlte sich wieder in seinem alten Fahrwasser als Detectiv und hielt eine Ausforschung des Schiffseigners für die Sicherheit seines Herrn und der ihm unterstellten Besitzung für nothwendig.

Früher, als erwartet, traf der Fremde ein; Olnowka wunderte sich, daß derselbe schon von Mariapol zurück war, und bat ihn dann höflich, von den Speisen, die er herein hatte stellen lassen, zu nehmen. Selbstverständlich fehlte der unvermeidliche Wutki nicht. Seit Aufhebung der Leibeigenschaft hat sich in Rußland auch eine Aenderung der Verhältnisse der Dienerschaft vollzogen; letztere ist selbstständiger und anspruchsvoller geworden. In vornehmen Häusern haben die Diener sogar ihre Empfangstage, an denen es nicht zum Stillsitzen hergeht und der Wutki eine große Rolle spielt. Es ist daher durchaus nichts Ungewöhnliches, daß ein Diener Besuch erhält, ihn bewirthet und für diese Zeit natürlich für den Dienst nicht zu haben ist.

Olnowka's Besuch ließ sich nicht nöthigen und erklärte zunächst unbefangen sein frühes Erscheinen:

„Mein Patron kehrte bei einem Bauern ein, und ich mußte mich fügen; er sagte, er käme morgen noch bald genug nach Mariapol."

„Bei einem Bauern? Ah, jetzt verstehe ich, drüben an der Chaussee bei Elenkow. Gott, da wird der verwöhnte Berinow Augen machen. Was kann ihm denn Elenkow bieten."

„Ist er so verwöhnt? Ich habe es nicht gefunden. Warum sagt Ihr immer Berinow? Er nennt sich anders."

„Das ist begreiflich", lachte Olnowka über die Naivetät des Sprechers, „er hat als Berinow zu viel auf dem Kerbholz. Ja, ja, Ihr habt Euch da einen saubern Patron ausgewählt . . ."

„Ihr meint, er wird nicht zahlen?"

„Ach, das ist das Wenigste, aber er kann Euch in andere Ungelegenheiten bringen. Wenn man ihn aufgreift, ist ihm Sibirien gewiß, und dann heißt es: mitgefangen, mitgehangen! So geht's! Sucht von ihm loszukommen."

„Erzählt mir. Steht's denn wirklich so schlecht mit ihm?"

„Verlaßt Euch drauf." Dann erzählte Olnowka, was ihm von dem Vorleben Berinow's bekannt war. Der Fremde hörte aufmerksam zu, hin und wieder einen Ausruf, eine Frage einwerfend.

„So ging eine gute Stunde hin; ein Diener erschien und fragte, ob der Herr Hausverwalter noch etwas wünsche, es sei bald Zeit, zu Bette zu gehen.

„Nein, Wentschiew", sagte Olnowka, „wir gebrauchen nichts mehr; ich werde meinen Besuch selbst zum Parkthor hinauslassen. Sag's dem Portier, dem Manne thut auch Ruhe gut. Indeß, wie steht's bei der Herrschaft, wird dort nichts mehr gewünscht?"

„Da der Herr heute nicht mehr heimkehrt, wollen die Damen zeitig zur Ruhe gehen; ich war schon oben. Die Kammerfrauen sagten mir das. Ich werde den Auftrag für den Portier gleich besorgen, Herr Verwalter; die Laterne steht im Vorzimmer auf dem bestimmten Platze."

„Ich danke, Wentschiew! Gute Nacht!"

Die Beiden waren wieder allein und unterhielten sich eine weitere Stunde. Der Fremde, der sich Anastasko nannte, erzählte von seinen häuslichen Verhältnissen und gab auf die Fragen Olnowka's, soweit er konnte oder wollte, Bescheid. Die